

„Frau Borkowski, wie kommen Sie los?“

Langjährige Leiterin der Pestalozzischule lässt ihre Förderschüler nur ungern zurück

Von Rebekka Neander

Langenhagen. Die Wochen vor dem Schuljahresende sind für Lehrkräfte immer pickpackevoll. Es ist eine wenig entspannte Zeit. Doch Ursula Borkowski ist das ganz recht. Denn dies lenkt ab. Davon, dass die Schulleiterin über „ihre“ Pestalozzischule, vor allem die Menschen darin, zeitgleich mit den Zeugnisnoten ein viel endgültigeres Urteil fällen muss. Ihre Zeit als Schulleiterin ist vorbei. Ein Gedanke, den sie wenige Tage vorher aus gesundheitlichen Gründen nicht allzu nah an sich heranlässt.

Wie geht es Ihnen?

Es ist so viel zu tun. Ich muss vieles abgeben, das ist alles sonst gar nicht zu schaffen oder liegt nicht in meiner Hand. Es sind jetzt so viele letzte Male: die letzte Konferenz, die letzte Dienstbesprechung ... Irgendwie habe ich mich inzwischen emotional ein bisschen immunisiert. Sonst würde ich jedes Mal dahinfließen. Also es geht mir ganz gut, eigentlich.

Wann ist er denn nun, der letzte Tag?

Offiziell Ende Juli. Der letzte Schultag ist am 3. Juli, und dann bin ich noch ein paar Tage hier zur Übergabe. Der letzte Tag mit den Schülern, das fällt dann schon schwer.

Was lassen Sie zurück?

Eine Schullandschaft, in der sich maßgeblich viel verändert hat. Wenn ich mir die Vorgaben in den Grundschulen heute angucke, wird es mir ganz anders. Als würden alle das Gleiche denken. Für mich dagegen bleibt es das Wichtigste, das Lernen zu lehren. Zu entdecken, zu erforschen. Lehrkräfte, die so denken, gibt es auch an den Regelschulen. Aber sie haben meines Erachtens zu wenige Möglichkeiten. Warum muss denn ein Leistungsnachweis wie eine Drohung über den Kindern schweben? Leistung wird für meinen Geschmack viel zu schmalspurig definiert. Wir Förderschullehrkräfte können die individuellen Fortschritte eines jeden honorieren.

Das klingt nach grundlegender Kritik ...

Wir dürfen doch nicht die Schüler zu rechtbiegen, damit sie in die Schulen passen. Wir müssen die Schulen so

verändern, dass sie zu den Kindern passen! Das müsste unsere Herausforderung heute sein. Gerade die vielen Geflüchteten zeigen es doch: Die haben jetzt jahrelang emsig die Sprache gelernt und haben jetzt viele Ideen. Aber es gibt kaum Andockmöglichkeiten. Wie viel Potenzial geht da jetzt verloren?

Sprechen wir über Inklusion: Was haben Sie in Langenhagen erlebt?

Beides. Ich habe anfangs viel Unterstützung erlebt. Sowohl in der Politik als auch von den Eltern. Das war eine wirklich gute Zusammenarbeit, das hatte ich an meinen früheren Wirkungsstätten nicht immer so. Aber das hier war schon beeindruckend, insbesondere die kleinen Dienstwege. Als es dann um die Inklusion ging und die Abschaffung der Förderschulen, haben wir am Anfang gedacht, da machen wir einfach nicht mit! (lacht.) Als hätten wir die Freiheit einer Entscheidung gehabt! Wir haben lange gebraucht, bis wir begriffen: Diese Freiheit haben wir gar nicht. Danach aber haben wir die Zusammenarbeit mit den anderen Schulen als besonders gut erlebt. Vor allem mit den Grundschulen.

Die Landesschulbehörde dagegen war damals weniger hilfreich. Die gesamte Idee der Inklusion und erst recht ihre Durchführung wirkte auf uns wie eine von oben verordnete Sache, über die sich vorher niemand größere Gedanken gemacht hatte. Diese allgemeine Ratlosigkeit erschwerte unsere Arbeit überall. Zugleich war das aber auch ein Vorteil: Wo es wenige Vorgaben gibt, kann man viel machen.

Und die Kooperation mit der Stadt?

Die Stadtverwaltung, vor allem Sozialdezernentin Monika Gotzes-Karrasch, war uns eine große Hilfe. Unter anderem, weil sie die uns zustehenden Gelder vertrauensvoll zur Verfügung gestellt hat, damit wir Inklusionsmaterial kaufen konnten. Schwierig wurde der Umgang mit der Politik, als die Gutzmannschule, unsere damalige Nachbarin, plötzlich Platz brauchte.

... den sie bis heute nicht für den angekündigten Ausbau genutzt hat ...

(Ursula Borkowski zuckt mit den Schultern.) Wir haben uns gefragt: Was nun? Und: Sollen wir die damals vom Land eröffnete Möglichkeit nutzen und um eine Verlängerung kämpfen? Dieser Kampf war enorm wichtig und letztlich auch die Entscheidung, diese Option nicht zu ziehen. Eine Verlängerung über 2022 hinaus wäre nur ein Abschied auf Raten gewesen. So, wie es jetzt läuft, ist es zwar auch nicht optimal. Es scheint so, dass es manchen letztlich gar nicht um die Förderschulen geht, sondern um den Abwehrkampf der anderen Schulen, damit sie keine Förderschüler aufnehmen müssen. Das Dilemma herrscht bis heute.

Wie geht es Ihnen damit?

Nicht gut. Viele Lehrkräfte steigen aus, weil sie nicht mehr können. Weil die Aufgaben nicht mehr zu schaffen sind. Selbst in den Gesamtschulen ist



„Gegenwinde sind Aufwinde“: Ursula Borkowski hat als scheidende Schulleiterin ihr Motto für die Zeit nach dem Abschied gefunden. FOTO: REBEKKA NEANDER

Ein Leitungstrio folgt Borkowski

Spätestens im Sommer 2022 ist die Pestalozzischule mit ihrem Förderschwerpunkt Lernen in Langenhagen Geschichte. Sollte es keinen Hauptschuljahrgang geben, passiert das sogar schon ein Jahr früher. Trotz dieser verhältnismäßig geringen Restlaufzeit hat Ursula Borkowski alle

Anfragen zu einer etwaigen Verlängerung ihrer Dienstzeit abgelehnt. „Manche Kämpfe muss ich nicht mehr kämpfen“, hält sie dazu fest. Als Schulleitung folgt ihr nun ein Trio: Anke Meyer, Karin Lüdtke und Ute Wellert-Thiel werden gemeinsam die Förderschule leiten. Mit jedem Jahrgang, der

dies nicht mehr möglich zuweilen. Wirklich gute Pilotschulen finden Sie nur noch in privater Hand. Und wenn das so weitergeht, erleben wir hier bald auch amerikanische Verhältnisse ohne gute staatliche Schulen. Es fängt ja bei den grundlegenden Dingen an. Es gibt schlicht keine Förderschullehrkräfte, die an Regelschulen abzuordnen wären. Die multiprofessionellen Teams, die alle fordern, können gar nicht aufgebaut werden. Doch erst dann wäre Inklusion wirklich bereichernd. Letztlich brauchen wir vernünftige Angebote auch für jene, die vermeintlich nicht zu inkludieren sind. Wenn die Bildungspolitik jetzt nicht umdenkt, geht das baden.

Die Pestalozzischule musste nach Monaten der Ungewissheit vorigen Sommer in die früheren Flüchtlingscontainer an der Leibnizstraße umziehen.

Oh ja. Bis heute sind an der Gutzmannschule, deren Ausbaupläne unter anderem unseren Wegzug von der Konrad-Adenauer-Straße ausgelöst haben, nicht umgesetzt worden. Unsere Schülerinnen und Schüler hatten schlicht keine breite Lobby in den Querelen der Politik zwischen Region (Anmerkung der Red.: Trägerin der Gutzmannschule) und Stadt (Trägerin der Pestalozzischule). Darin sind wir zu kurz gekommen. Wir haben uns damals gefragt, wofür wir unsere Kraft einsetzen wollen und sind dann umgeschwenkt: Anstatt um den Verbleib am alten Standort zu kämpfen, versuchten wir, etwas für die Schülerinnen und Schüler herauszuschlagen. Ich habe damals immer ganz gezielt den Kontakt zu den Menschen in den Behörden gesucht, weil es sich mit den Einzelnen viel besser verhandeln ließ.

Das klingt nicht schön.

Ja. Und trotzdem ist etwas daraus geworden, oder? Die Kinder haben diese Schule selbst in die „Blaue Schule“ umbenannt und damit ein sehr gelungenes Reframing hinbekommen. Das hat verhindert, dass sich die Schüler selbst abgeschoben vorkamen. Gleichwohl sind sie zuweilen traurig, weil wir hier nicht mit anderen Schülerinnen und Schülern zusammen sein können, so wie es über viele Jahre in der Gutzmannschule war.

Wie werden Sie von all dem loskommen? Sie brennen ja offenkundig noch lichterloh für diesen Job ...

Ja, das stimmt. Aber ich habe eine tolle Perspektive. Ich habe mich zur Familientherapeutin und Traumapädagogin ausbilden lassen und werde in die Beratungspraxis Aufwind einsteigen und mit meinem Mann, der Traumatherapeut ist, zusammenarbeiten. Darin kann ich Eltern, Schüler und auch Lehrkräfte im Schulalltag beraten. Der Name Aufwind macht deutlich, dass auch Gegenwinde letztlich Aufwinde sind.

Ein warmer Entzug also ...?

(Sie lacht.) Ja! Ich weiß ja, wovon ich spreche. Und ich kann dann noch direkter einwirken.

nea